

## **1, Probleme**

---

Denkmale irritieren. So sehr man ihren Wert anerkennen mag, sind sie doch nicht unbedingt brauchbar für das, was mancher sich an ihrem jeweiligen Standort gerade wünscht. Etwas Wertvolles möchte aber auch er. Folglich geht es bei der Frage „Problem oder Chance?“ zunächst darum, unterschiedliche Wertesysteme aufeinander abzustimmen oder, wo dies nicht gelingt, gegeneinander abzuwägen.

Entscheidend für ein ausgewogenes Urteil ist hier die Instanz der Öffentlichkeit. Aus gutem Grund ist sie in den Denkmalschutzgesetzen als Urheber, Souverän und eigentliche Zielgruppe der Denkmalpflege benannt. Denkmale sind jedenfalls nicht im Interesse des Bauwesens, der Wirtschaft, der Eigentümer, der Architekten und natürlich auch nicht im Interesse der Denkmalpfleger sorgsam zu behandeln. Gibt es Probleme mit dem Denkmalbestand, so ist also erst einmal zu klären: Probleme für wen, für welche Gruppe? Ausgehend davon ist dann der notwendige Ausgleich der Interessen zu suchen – weniger vom Bauwerk selbst. Deshalb ist Denkmalpflege auch eine politische Disziplin.

### **Praktische Probleme**

*„Können wir uns so viele Denkmale in Zukunft noch leisten?“* So lautet eine häufige, besorgte Frage. Oft ist sie rhetorisch, manchmal doppelsinnig. Entweder sie zielt darauf ab, dass man wohl einige Denkmale opfern müsse, wenn sich kein Nutzer findet, der sie auch instand hält. Das kann aber nicht pauschal und vorsorglich geschehen, sondern ist, wie schon immer, am Einzelfall zu klären. Oft zielt die Frage aber darauf ab, die Kriterien für den Denkmalstatus generell zu verschärfen, um die Anzahl der Schutzobjekte zu reduzieren. Auch das mag im Einzelfall berechtigt sein. Man wird aber das praktische Problem, dass heute vielerorts mehr bedeutende Bauwerke existieren als geeignete Nutzungen, nicht lösen, indem man den Denkmalen formal ihre Bedeutung abspricht. Ihr Denkmalwert ist zwar stets ein zuerkannter, also auch verhandelbar, doch können dafür nicht praktische Gründe geltend gemacht werden. Die Bedeutung eines Denkmals ermisst sich nicht danach, ob es erhalten werden kann. So entpuppt sich die besorgte Frage „Zu viele Denkmale?“ eher als eine Frage der Bildung und der kulturellen Wertehierarchie.

Gleichwohl spielen hier praktische Erwägungen hinein. So ist in diesem Zusammenhang

---

<sup>1</sup> In einzelnen Passagen dieses Beitrags wurde auf frühere Veröffentlichungen zurückgegriffen, die demnächst als Monographie erscheinen werden.

wohl wirksam, dass vielfach noch, einer Abschreibungsökonomie folgend, Neubau oder Modernisierung als Investitionen betrachtet und deshalb höher und zukunftssträchtiger eingestuft werden als Pflege und Wartung, die mit verlorenen Kosten, also mit Konsum gleichgesetzt werden. Sobald jedoch die werterhaltende Pflege grundsätzlich als Zukunftsinvestition verstanden wird – in einer Perspektive der Nachhaltigkeit eine Selbstverständlichkeit –, dürfte deutlich werden, dass man sich einen reichen Bestand an Baudenkmalen womöglich eher leisten kann als zahlreiche Neubauten.

*Leerstand und Modernisierungsdruck.* Zu den tatsächlich relevanten praktischen Problemen, vor die Denkmale uns heute stellen, gehören der Leerstand und die Unangepasstheit an gegenwärtige Nutzungs- und Komfortansprüche. Beide Bereiche sind zwar nicht denkmalspezifisch, machen hier aber besondere Anstrengungen notwendig. Auch sind beide Problemfelder keineswegs neu, doch treten sie in einer bislang ungekannten Größenordnung auf. Die technischen, funktionalen und sozialen Anforderungen der Bauaufgaben waren kaum jemals einem so schnellen und umfassenden Wandel unterworfen wie heute. Daraus sind wirklich praktische und in ihrer Breite neuartige Herausforderungen entstanden. Am Beispiel des dramatischen Leerstands von Kirchen wird wiederum deutlich, dass es sich auch hierbei um mehr als nur praktische Fragen handelt. Was verträgliche oder zumindest erträgliche Nachnutzungen für diese Bauten sind, lässt sich nur aus einer Diskussion ihrer Bedeutungen klären.

### **Strukturelle / mentale Probleme mit dem Erbe: Leit- und Feindbilder**

*Erben als Last.* Dass das Ererbte leicht zur Last wird, ist eine vielfach beschriebene Grunderfahrung. Oft sind es dabei nicht so sehr die praktischen Belastungen als vielmehr die an den ererbten Dingen haftenden Bedeutungen, mit denen der Erbe sich nicht mehr identifizieren kann oder will. Das betrifft vor allem die jüngeren Denkmale, kurz gesagt solche, die der modernen Architektur zugerechnet werden. Während sie den unmittelbar Betroffenen vielleicht noch ein Stück Heimat sind, gelten sie den andern als Ballast, der einerseits nicht zeitgemäß, andererseits auch noch nicht durch ein hohes Alter geadelt ist. Stattdessen erinnern sie an eine gerade erst „überwundene“ Vergangenheit. Dort, wo es sich – wie bei diesem Schulbau hier in Bernau – um programmatische Werke der Moderne handelt, finden wir Architekten uns häufig ganz auf Seiten der Denkmalpflege, mitunter sogar an vorderster Front. Das sollte nicht überraschen, verteidigen wir darin doch Wegmarken der Tradition, aus der wir selbst kommen.

*Sture Behörden, selbstbezogene Architekten.* Auf die Frage, ob Denkmale im Baugeschehen der Gegenwart eine Rolle spielen, bekommt man schnell gewisse Feindbilder bestätigt: Architekten, Bauherren, Wirtschaftsleute und Politiker verweisen auf unflexible Denkmalbehörden. Denkmalpfleger und ein Teil der Bevölkerung empfinden hingegen, dass die Architekten nicht wirklich im Bestand und mit den Denkmalen bauen wollen,

sondern sich lieber selbst neue Denkmäler zu errichten suchen. Diese Einschätzungen beruhen gewiss auf Erfahrungen. Sie sind aber entweder ganz unspezifisch (im Falle der generell kritischen Behördenwahrnehmung) oder, wie ich hoffe, ein wenig veraltet (im Falle der Architektenschelte).

Natürlich sollen Denkmalämter den Bürger freundlich beraten. Das Bild von der Behörde als moderner Dienstleister ist aber schief, wenn es nach der schlichten Logik des Marktes suggeriert, der bauwillige Denkmalbesitzer müsse sich das billigste oder kompromissfähigste „Angebot“ des „Anbieters“ aussuchen können. Der Dienst, den Denkmalämter zu leisten haben, gilt schließlich nicht so sehr dem Einzelnen als der Gemeinschaft aller, auch der Nachkommen. Solange der Staat seinen eigenen Ausverkauf betreibt, indem er Aufgaben der öffentlichen Daseinsvorsorge, die einmal Errungenschaften und Garantien eines entwickelten Gemeinwesens waren, auf dem Markt feilbietet wie Handelswaren, ist es nicht verwunderlich, wenn Ansehen und auch Kompetenz der Behörden generell schwinden. Der törichte Spruch „Was nichts kostet, ist nichts wert“ wendet sich hier gegen jede Form öffentlich getragener Leistungen. Da Denkmalämter das Denkmal schützen sollen, müssen sie Grenzen definieren und absichern. In vielen Bereichen gesellschaftlicher Normen schwindet die Autorität der Institutionen, die mit ihrer Sicherung betraut sind. Sofern an ihre Stelle der öffentliche Diskurs tritt – zum Beispiel die laufend nötige Verhandlung über den Denkmalwert der jüngsten Relikte der Baugeschichte – mag daraus eine Alternative erwachsen. Aus dem Vertrauen auf den Markt als ein wohlütiges Regelungs- und Erkenntnisinstrument gewiss nicht.

Und die Architekten, die am historischen Bestand vorbeiplanen? Sind sie nicht auf ein Modernitätsbild getrimmt, nach dem selbst das schlechte Neue besser ist als das gute Alte (wie uns einst Bert Brecht – unter ganz anderen Voraussetzungen – belehrte)? Besuchen Sie eine Architekturbuchhandlung, das Internet oder die Lehrangebote der Architekturschulen! „Bauen im Bestand“ ist längst im Zentrum der Aufmerksamkeit. Wieder, muss man sagen, denn lange war es tatsächlich anders. Heute beschäftigen sich jedenfalls die meisten der Architekten, die in der Fachwelt Maßstäbe setzen und ihre Arbeit auch als kulturelle Forschung begreifen, intensiv mit dem Bestand, auch mit dem wertvollsten, den Denkmälern. Ich behaupte: das geschieht nicht nur notgedrungen. Der Umgang mit dem Bestand gehört heute zu den zentralen Themen, die hierzulande die architektonische Debatte bewegen. Man braucht sich nur die jüngeren Beiträge auf der Architekturbienale in Venedig zu vergegenwärtigen. Zugestanden, um Denkmalpflege im strengeren Sinne der Fachdisziplin handelt es sich dabei nur bedingt. Es gibt jedoch Verwandtschaften und Wechselwirkungen: Prämissen und Methoden der Denkmalpflege haben sich immer in enger Beziehung zu denen der Architektur und, allgemeiner, zur künstlerischen und historisch-kritischen Sensibilität der Zeit entwickelt.

*Moderne Metaphern: krank und falsch.* Die Rede vom Baudenkmal als einem Patienten ist uns geläufig geworden. Wir empfinden die Analogie von Arzt und Denkmalpfleger als durchaus treffend. Ihre Aufgaben und Methoden sind vielfach vergleichbar, auch ihre

besondere berufliche Verantwortung.<sup>2</sup> So sehr dieses Bild vom Denkmal als Patienten geeignet scheint, Achtung vor dem historischen Bauwerk und Behutsamkeit im Umgang damit zu vermitteln – es sollte nicht verkannt werden, dass wir hier eine Variante jener Metaphorik des Krankhaften vor uns haben, die seit dem frühen 19. Jahrhundert die Stadtkritik durchzieht. Die Folgen des klinischen Blicks, der die Stadt als Organismus betrachtet und die Arbeit daran als Heilung eines pathologischen Zustands, waren nicht immer glücklich. In den zahllosen Reden von kranken, altersschwachen Städten schwingt bis heute ein Ressentiment mit, das wir von exzessiven Formen der Stadt-„Sanierung“ (zu deutsch: Heilung) nur zu gut kennen. Leicht wird das der Norm Unangepasste generell als krankhaft eingestuft, als „sanierungsbedürftig“ erklärt.

*Die Trennung von Alt und Neu, ein Grundsatz mit Folgen.* Mit dem Leitsatz „Konservieren nicht restaurieren“, der zentralen Lehre, die man aus der Denkmalpraxis des 19. Jahrhunderts gezogen hatte, geriet jegliche Restaurierung unter den Verdacht der Fälschung. Der „Original“-Zustand wird seither von der Geschichte, nicht mehr vom ursprünglichen Baumeister autorisiert. Im Kern dieser Sicht stecken die Forderungen einer Zeit, in der die Geschichte zur Leitwissenschaft der Moderne aufgestiegen war. Der unverfälschte Ausdruck der Epoche durch ihre je eigenen Mittel wurde zur bestimmenden Forderung sowohl für die Denkmalpflege wie auch für die Architektur der Moderne. Wenn Denkmalpfleger das historisierende Erneuern eines vom Alter gezeichneten Bauwerks ablehnen, geschieht das mit den gleichen Argumenten, mit denen Architekten generell das Bauen in historisierenden Formen als falsche Kulissenarchitektur verwerfen. Zu Anfang des 20. Jahrhunderts ergab sich daraus eine Allianz fortschrittlicher Fachleute, die erkannt hatten, dass die aus alter Zeit stammenden Bauten sich mit den Bauweisen der eigenen Zeit nicht mehr nahtlos aneinander fügen wollten – und das auch gar nicht sollten.

Die Denkmalpfleger sahen das alte Bauwerk in seiner geschichtlichen Einmaligkeit. Wo Neues notwendig war, musste es zum Schutz der Eigenart des Alten auch wirklich neu aussehen. Diese Forderung, die einer historischen Entdeckung gleichkommt, hat ihren Weg von einer Außenseiterposition<sup>3</sup> ins fachliche Credo gefunden. Wer feste Regeln sucht, findet sie beispielsweise in der Charta von Venedig (1964) kanonisiert.

Die Vertreter des Neuen Bauens hingegen forderten dieses Neue wie eine moralische Kategorie ein. Der Epochenbruch gegenüber den vormodernen Verhältnissen musste sichtbar werden, und gegenüber diesen Forderungen geraten dann bis heute praktische und klassisch-ästhetische Erwägungen in den Verdacht der Fälschung. So müssen in den Augen vieler Architekten nicht nur Neubauten „den Stempel ihrer Zeit“ tragen. Auch schadhafte oder fehlende Bauteile, etwa ein Türflügel oder eine Treppe, müssen in neuen Formen ersetzt werden, selbst wenn das unpraktisch ist und die Aufgabe gar nichts anderes verlangt als das, was vorher auch schon da war. Die Echtheit des Neuen hat sich

---

<sup>2</sup> Vgl. Beate Rossa, Heilkunst und Denkmalpflege – eine ärztliche Besinnung über Gemeinsames und Gegensätzliches, in: Denkmalkunde und Denkmalpflege. Wissen und Wirken. Festschrift für Heinrich Magirus zum 60. Geburtstag, Dresden 1995, S. 633-641.

<sup>3</sup> Cornelius Gurlitt auf dem 1. Tag für Denkmalpflege in Dresden (1900), Vgl. die Dokumentation in: Adolf v. Oechelhaeuser, Auszug aus den stenographischen Berichten des Tages für Denkmalpflege, 2 Bde., Leipzig 1910, und C. Gurlitt, Die deutsche Kunst seit 1800, Berlin 1924, Kapitel: Über Restaurieren, S. 608.

in der Moderne grundsätzlich in der Differenz zum Überlieferten zu beweisen. Der hierin eingeforderte Primat für die historische Wahrheit (vor der künstlerischen Wahrheit oder der praktischen Vernunft), das heißt der Vorrang für die Geschichte als Begründer der Denkmaleigenschaft, kommt indes nicht ohne Kehrseite aus. Deutlich wird darin das moderne, problematisierte Verhältnis zur Geschichte, das nach den vorangegangenen Traditionsbrüchen keine Kontinuität mehr kennt oder akzeptiert. Authentisch wird immer etwas genannt, zu dem es bereits einen Bruch, eine Distanz gibt. Die Geschichte ist fremd geworden und in die Ferne gerückt.<sup>4</sup> Sie ist nicht mehr mit dem Heute identisch oder durch Tradition nahtlos verbunden, nicht mehr unmittelbar relevant für die Gegenwart, sondern bestenfalls als fremdes Erbe zu schützen – oder durch Traditionalismus nachzuahmen.

Inzwischen sind die – auf die Avantgarde zurückgehenden – dualistischen Muster der Moderne mit ihren Reinheits- und Absolutheitsforderungen selbst historische Positionen geworden. Die Ablehnung jeglicher Nachahmung und damit einhergehend die sichtbare Unterscheidung von alt und neu, der demonstrative formale Bruch zwischen historischem Erbe und modernem Werk, stellt für manche Architekten nicht mehr die einzige ernsthafte Lösung dar. Mit Sorge erfahren nun manche Denkmalpfleger, dass davon auch der so mühsam erarbeitete moderne Restaurierungsbegriff in seiner Normativität betroffen sein kann. In der Tat ist auch er ein historischer – gerade weil er als wissenschaftlicher begründet ist – und nicht frei davon, neuen Bedingungen Rechnung tragen zu müssen.

## **2, Chancen**

---

### **Alternative Orte als Nährboden kreativer Prozesse**

*Geschichtliche Erfahrung als Kapital.* Wenn, wie man annehmen darf, Europas Zukunftsressource vor allem in seinen Menschen liegt, was unterscheidet diese von anderen, die vielleicht größere Räume und mehr natürliche Ressourcen besitzen? Das Wissen und die Fähigkeit, kreativ auf neue Bedingungen und Herausforderungen einzugehen, sind Teil einer Kultur, die auf konkreten Erfahrungen, Traditionen und Orten beruht. Die Identität dieser Orte und der Regionen, in die sie eingebettet sind, wird wesentlich durch ihre Architektur und Landschaft geprägt. Unter den sich rapide wandelnden Bedingungen für die Überlebensfähigkeit der Städte und Siedlungsräume stellt dieser historische Bestand ein kulturelles Kapital dar, das sich zukünftig noch stärker als bisher auch als ein wirtschaftliches Kapital herausstellen dürfte. Denn in einer postindustriellen Gesellschaft fallen Entwicklungs- und Standortentscheidungen zunehmend unabhängig von regionalen oder nationalen Märkten, von Bodenschätzen oder festen Handelsrouten. Der Bildungsstand der Menschen ist ein zentraler, "flüssiger" Faktor. Ein "fester" aber ist die ge-

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu grundlegend: David Lowenthal, *The Past is a Foreign Country*, Cambridge 1985.

baute Umwelt, die mit ihren natürlichen Grundlagen als Lebensraum die entscheidenden, über Jahrhunderte ausgeprägten Merkmale zur Verfügung stellt, mit denen Städte und Regionen ihre Zukunft gestalten können.

Dieses ererbte Kapital ist knapp. Die gegenwärtige Rekonstruktionswelle, die es durch Imitate zu vermehren sucht, beweist das aufs Anschaulichste. Gleichwohl wird das historische Erbe als Potenzial für eine eigenständige und dynamische Entwicklung nicht überall ausreichend gesehen und genutzt. Bürokratien, die im Altbaubestand vorwiegend Sanierungsfälle und Lasten sehen, sind schwer in der Lage zu erkennen, dass in den unangepassten, im Schatten des ökonomischen Kalküls liegenden älteren Quartieren und Strukturen, hinter ihren oft maroden Fassaden, die Chance für vitale und risikobereite Erneuerung, für alternative und kreative urbane Visionen liegt – allem akuten Verfall zum Trotz.<sup>5</sup>

Um diese Chancen zu nutzen bedarf es keiner Mustersanierungen. Wenn die Denkmalpflege dabei mitwirkt, diese Bestände über die Runden zu bringen, dann werden hie und da andere Kräfte erwachsen, die das Weitere tun. Dort jedenfalls eher als in den neuen Gewerbegebieten, die nicht weniger Tristesse verbreiten als so manches verlassene Altquartier, im Gegensatz zu diesem aber nicht einmal den tragischen Charme des Heruntergekommenen ausstrahlen, keinen Hoffnungsschimmer wieder erlangbarer Schönheit oder Würde.

*Die Modernität des Alten: Begegnung mit dem Fremden.* Unsere Situation der fortgeschrittenen Modernisierung bringt ein Paradoxon mit sich: den Neuheitswert des Alten. Manche Denkmalinitiative, die sich leidenschaftlich der Bewahrung des Vertrauten verschrieben hat, scheint sich dessen wenig bewusst zu sein: das Alte ist uns nur noch zum geringsten Teil vertraut. Es liegt vielmehr ein beträchtlicher Neuheitswert in dem, was uns durch den Verlust der Traditionen fremd geworden ist. Eine zukunftsorientierte Erhaltungsstrategie wird folglich mit anderen Argumenten Interesse wecken und fördern müssen. Anstatt sich auf die sinnstiftende Sicherung des Heimatlich-Vertrauten zu verlassen, wird sie das Eigene im Fremden zu entdecken suchen und das Befremden am Eigenen ermöglichen.

Das Phänomen des Tausches von Alt und Neu ist aus der bildenden Kunst der Moderne bekannt. Das Gebot ständiger Innovation lässt das Neue unentwegt veralten und im Gegenzug das Alte potentiell auch wieder neu erscheinen. Bei den Baudenkmalen kann schon eine neue Nutzung diesen Rezeptionswandel einleiten. Die Verfremdung, die mit dem Nutzungswandel einhergeht, lässt das alte Werk in neuem Licht erscheinen und macht es damit auch ästhetisch wieder interessant. Bauwerke, deren Erhalt mangels herausragender, museal vermittelbarer Werte nicht zu sichern ist, fordern hier zu besonderer Kreativität heraus, nämlich, ihnen im Sinne einer produktiven Verfremdung durch neuen Gebrauch einen zusätzlichen Wert angedeihen zu lassen.

Darin liegt eine Chance für den Denkmalbestand, der auf neues Interesse trifft, und doch auch eine Gefahr, die des schnellen Verbrauchs und der Reduzierung auf Bildwirkungen, die dann auch durch Faksimiles erzeugt werden können. Wo der Neugier der Moderne

---

<sup>5</sup> Vgl. dazu z. B. Charles Landry, *The Creative City. A Toolkit for Urban Innovators*, London und Sterling, Va. 2004.

auch das Alte nicht ausreicht, um als Neuigkeit wiederverwertet zu werden, wird Nachschub durch Imitate besorgt. Die gegenwärtig überbordende Sehnsucht nach historischen Fassaden scheint sich demnach aus zwei unterschiedlichen, doch modernitätsspezifischen Quellen zu speisen: aus dem Neuheitszwang der medial beschleunigten Bilderwelt und aus dem Bilderverbot einer abstrakten Architekturdoktrin, die sowohl das Ornament wie die anschauliche, naturalistische Bauzier ablehnt. Für all dies mag die Denkmalwelt eine Lösung bereithalten. Doch geht es dabei nur um die schönen oder interessanten Bildwirkungen, nicht um die veralteten Strukturen und ihre Inhalte. So treten Schein und Sein, Hülle und Inhalt weiter auseinander und eröffnen ein unübersichtliches und trügerisches Feld für alle Gestaltungsaufgaben.

*“Sanfte“ Strukturen: Offenheit, Flexibilität, Wiederverwendbarkeit.* Denkmale sind nicht banal. Als Werke von historischer oder künstlerischer Autorität stellen sie Forderungen. Doch ist ihre Autorität oft von ganz sanfter Art, sie laden ein zur Koexistenz und zur gewinnbringenden Korrespondenz. Ältere Bauten mit ihren reparaturfähigen Bauweisen, erprobten Materialien, homogenen Konstruktionen und häufig funktionsoffenen Typologien erweisen sich im Gegensatz zu den heutigen, hoch determinierten Produkten der Bautechnologie als ziemlich flexibel und wieder verwendbar. Sie nötigen dem Neuen in ihrer Nachbarschaft auch keineswegs ihren Stil auf; es genügt, ihnen mit Anstand und Toleranz zu begegnen. Ihr Denkmalstatus lässt eine Weiterentwicklung durchaus zu, ja erfordert sie sogar. Ein rein archivalischer Ansatz mag anderswo seine Berechtigung haben, in der Baudenkmalpflege ging es schon immer um Formen des aktiven Tradierens, des beständigen Erschließens, Interpretierens und Wiederverwendens des im Material überlieferten Bedeutungsgefüges.

Dort aber, wo die alten Bauten den heutigen Nutzungs- und Komfortansprüchen nicht zu genügen scheinen, bieten sie Anlass, diese Ansprüche zu überprüfen. Anstatt ein Denkmal heutigen Normen anzupassen, kann die Alternative darin bestehen, sich von diesen Normen zu befreien und in der vorgefundenen, widerspenstigen Form zu neuen, eigenen Gebrauchs- und Ausdrucksformen zu finden.

*Starke, dichte Orte.* Baudenkmale bilden starke, dichte Orte, in denen eine Leistung aufscheint, gebaute Relevanz. Damit verkörpern sie Gegenpole zu den transitorischen Orten der Moderne. Wenn Architektur dem Verschwinden des öffentlichen Raums, das mit seiner Homogenisierung und Virtualisierung durch die elektronischen Medien einhergeht, etwas entgegensetzen vermag, so sind es nicht zuletzt diese alten, gebauten Orte mit ihrer konkreten Präsenz. Sie müssten eine privilegierte Rolle spielen in jeder Strategie für den Erhalt von städtischen Räumen, in denen Öffentlichkeit sich konstituieren kann. Als stark empfinden wir diese Orte nämlich nicht zuletzt deshalb, weil sie, anders als die transitorischen Orte der Menge, den Menschen ihre Identität als Gruppe bewusst machen.

Hierauf beruht im Zeitalter der aus jeder Kontur befreiten “Zwischenstadt“ auch die Faszination der “Stadt mit Eigenschaften“. Eine solche Stadt hat einen Namen, kennt unterscheidbare Orte und Adressen, besitzt Prägnanz und Bedeutung. Nun sind Denkmä-

le eben deshalb Denkmale, weil sie solche Eigenschaften der Gestalt- und Informationsdichte in besonderem Maße besitzen (hierin den Kunstwerken ähnlich). Das verbindet die ältesten Denkmale mit den jüngsten und unterscheidet sie zugleich vom Großteil der gebauten Umwelt. Die Frage nach ihrer "Wirkungsmacht" muss in Zeiten der Stagnation oder der Abwanderung infolge von Attraktivitätsverlusten besonders interessieren.

### **Vorbilder: das Erreichbare**

*Denkmale als Lehrmeister und Maßstab für Neues.* Die Aufgaben der Architektur erschöpfen sich nicht in der Funktionserfüllung, im Schutz vor dem Klima, der Bereitstellung von Raum für soziale Interaktion oder in der Abbildung des Fortschritts. Architektur gestaltet darüber hinaus eine "zweite Natur": den Nahraum unserer Existenz. Gültige architektonische Orte lassen eine Ordnung des uns Wesentlichen sichtbar werden, geben der Zeit und den Abläufen eine räumliche Struktur. Und sie dienen sowohl der Erfrischung wie auch der Beruhigung der Sinne. Die hierfür nötige architektonische Poetik baut mehr als andere auf historischen Langzeiterfahrungen auf. Wo wären solche heute besser präsent als in den Baudenkmalen?

Als Architekten interessiert uns dabei weniger die trockene "Sachzeugenschaft als die Überlieferung von Werten und Qualitätsmaßstäben. Da künstlerische Qualität nicht durch Regeln zu lehren ist, kann allein das Kunstwerk selbst einen Begriff davon geben. Natürlich wird neue Architekturqualität nicht durch kleinliche Wiederholung des Alten erzielt, sondern durch verständiges Aufgreifen und Übertragen in Neues, durch Anpassung an gewandelte Bedingungen. Weil aber Kunstwerke nicht veralten, steht das (Kunst-)Denkmal in jedem Fall als Qualitätsmaßstab da auch für Neues, als Inspiration und unübersehbare Herausforderung.

Dem problematischen Wunsch vieler Menschen, historische Zustände durch gebaute Reproduktionen zurückzugewinnen zu wollen, ist im Zweifel eines zuzubilligen: dass es ihnen dabei gar nicht so sehr um Erinnerungen und vergangene Zeiten geht, sondern um objektive, räumlich-sinnliche Qualitäten, die das Bauschaffen der Gegenwart nicht hervorzubringen imstande oder gewillt ist und um die man sich deshalb betrogen fühlt. Man sollte dieses Anliegen nicht vorschnell als schlichte Nostalgie abtun. Es gibt in der Tat Leistungen, gerade in der Baukunst, die nicht zu jeder Zeit ihre qualitative Entsprechung finden. „Die Leute“, meinte Kurt Tucholsky einmal, „[...] setzen stillschweigend voraus, dass die neuere Epoche alles das habe, was man früher gehabt hat, plus dem Neuen. Das ist ein Denkfehler. Es ist nicht nur vieles hinzugekommen. Es ist auch vieles verloren gegangen, im Guten und im Bösen. Die von damals hatten vieles noch nicht, aber wir haben vieles nicht mehr.“<sup>6</sup> In den älteren Baudenkmalen besitzt die Moderne ein Reservoir gerade auch an Lösungen, für die sie selbst keine Antworten findet.

---

<sup>6</sup> Kurt Tucholsky, zit. n. Pirnaer Hefte 1/1997, S. 111.

## **Verzauberung: der unaufklärbare Rest**

Seit den Anfängen der modernen Denkmalpflege sah man in den Denkmalen wichtige Instrumente einer aufgeklärten Bildungspolitik. Auf diese Tradition beruft man sich zu Recht bis heute. Doch gibt es auch eine andere, gewissermaßen komplementäre Seite der Denkmale, mit einer eigenen Tradition, die ebenfalls auf die Zeit der Romantik zurückgeht. Wie die Natur und die Kunst, so können die fremdartigen Reste der Geschichte (und auch die nie ganz aufklärbaren Fakten der Geschichte selbst) der aufgeklärten Welt einen Rest an Aura bewahren oder zurückerstatten. Sie bestimmen authentische Orte, die wir nicht nur der Bildung wegen aufsuchen oder schützen. Gerade in ihrer Ambivalenz zwischen Vertrautheit und Fremdheit tragen sie zu jener "Wiederverzauberung der Welt" bei, die angesichts einer nivellierten und verdinglichten Lebenswelt da und dort eingefordert oder in Angriff genommen wird.

Es gibt in der äußeren Welt der Sinneswahrnehmung eine fließende Polarität der Wirkungen: dem Fremden, das exotisch, attraktiv oder auch bedrohlich wirkt, steht das Vertraute gegenüber, das Geborgenheit stiften, aber auch Langeweile hervorrufen kann. Diese Polarität kommt auch im Gegenüber von Aufklärung und Verzauberung zum Vorschein, und mit diesem Begriffsfeld wird man möglicherweise der kulturhistorischen Funktion der Denkmale in ihrer Vielschichtigkeit eher gerecht als mit den Kategorien von Wahrheit und Schönheit. Es deutet sich darin nämlich an, dass es für das Verständnis der Denkmale nicht um ihre restlose Erforschung, um einen objektiven historischen Standpunkt geht, sondern um die Erarbeitung eines geschichtlichen Horizonts, der die Objekte nicht im Verstehen aneignet, sondern ihnen einen Rest an Andersartigkeit belässt.<sup>7</sup> Als Zeuge der Geschichte besitzt das Baudenkmal, hierin dem Kunstwerk vergleichbar, die Struktur der Frage.<sup>8</sup> Sobald sein Zauber vollständig aufgeklärt ist, ist es auch mit seiner Wirkung vorbei.

## **3, Ausblick: Denkmale und neues Bauen – eine aufgeklärte Beziehung**

---

Versuchen wir, aus dem Blick auf Probleme und Chancen eine Perspektive abzuleiten für die Begegnung der Denkmale mit der zeitgenössischen Baukultur. Im 20. Jahrhundert waren zuletzt zwei Sichtweisen dominant: In der einen erschien das Denkmal als Verzögerer des Neuen, als Anker gegen die alles hinweg reißen den Wogen der Modernisierung. Neben diese in der Grundhaltung antimoderne Sicht trat eine zweite, in der das Denkmal eher die Rolle des Ausgleichs spielt. Es sollte die Modernisierung nicht bremsen, wohl aber die durch sie verursachten Verluste kompensieren bzw. die Verlusterfahrungen bewältigen helfen.

Inzwischen sind beide Vorstellungen über die Rolle der Denkmale in ein Dilemma gera-

---

<sup>7</sup> Vgl. Hans Georg Gadamer's Kritik des historischen Objektivismus in: Wahrheit und Methode, Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik, Tübingen 1990, S. 304-308.

<sup>8</sup> Vgl. Arthur C. Danto, Die Verklärung des Gewöhnlichen. Eine Philosophie der Kunst, Frankfurt am Main 1999.

ten. Wenn Modernität vitale Veränderung bedeutet, die Verflüssigung des Festen und die beschleunigte Alterung der Dinge, wenn das Denkmal hingegen, als Symbol der Ewigkeit oder doch des Widerstands gegen die Zeit, Dauerhaftigkeit bezeichnet, so stoßen beide Konzepte inzwischen an ihre Grenzen. Die Denkmale funktionieren nicht mehr als Pfeiler einer stabilen, kohärenten Stadt oder Kulturlandschaft, auch nicht als Rettungsinseln der Erinnerung in einem alles ertränkenden Ozean der Modernität. Stattdessen zeichnet sich heute vielerorts ein weniger polarisiertes Bild ab, in dem das Alte und das Neue vereint sind – meist nicht gerade harmonisch, sondern konstruktiv-pragmatisch, eher episch verflochten als dramatisch aufeinander prallend.

Daraus lässt sich vielleicht eine dritte Perspektive ableiten, eine positive Vision: Das Denkmal erscheint hier als ein Medium, das im gebauten Lebensraum jene Nachhaltigkeit erlaubt, die auch struktureller Bestandteil der Modernisierung ist, einer Modernisierung allerdings, die sich nicht laufend zerstört, sondern als Prozess selbst zukunftsfähig sein will. Modernität heißt dann nicht Erneuern um jeden Preis, sondern Zukunftsfähigkeit durch Anpassungsfähigkeit.

Die Avantgarde der Moderne forderte zu Anfang dieses Jahrhunderts „die rückhaltlose Bejahung der Jetztzeit“ und folgerte, dass dies „zur rücksichtslosen Verleugnung der Vergangenheit“ führen müsse.<sup>9</sup> Hannes Meyer, der Architekt unseres Tagungsortes, gab mit dieser radikal sachlichen Formulierung die verbreitete Hoffnung wieder, dass mit dem Neuen etwas Besseres gegen die allgegenwärtige Banalität und Verkommenheit des Überlieferten zu setzen sei. Ein solches Ziel ist heute anders zu verfolgen, denn die Gewichte haben sich verlagert. Von einer bedrückenden Übermacht des Überlieferten kann kaum noch die Rede sein. So lässt sich der Banalisierung der Alltagswelt gerade in der Erhaltung und aktiven Einbeziehung des von alters her Überlieferten, des Archaischen und Fremden begegnen. Denkmalpflege und neues Bauen können in einer aufgeklärten Beziehung koexistieren. An die Stelle dualistischer Denkstrukturen, nach denen wechselweise das Neue oder das Alte als Feindbild bekämpft werden musste, treten reflexive Modernisierungsprozesse, in denen die Erneuerung im Blick auf die Gesamtfolgen geschieht. Die Rolle des Denkmals könnte darin die eines Substrats sein, einer zivilisatorischen Tragstruktur oder Gussform, auf und in welcher bevorzugt neue Formen von Stadt und Landschaft entstehen können. Formen, die nicht hohl und leer, nicht flache theoretische Oberflächen sind, sondern die bereits im Entstehen semantische Fülle, historische Tiefe und empirische Authentizität besitzen. Den Denkmalen käme dann mehr als die Rolle eines stabilisierenden oder kompensierenden Elements zu, das über die Nebenwirkungen einer zügellosen Modernisierung hinwegtröstet. Sie werden selbst zu Katalysatoren kreativer Modernisierungsprozesse. Vielleicht könnte man in den historischen Städten und Dörfern Brandenburgs beginnen, eine solche Vision umzusetzen.

aus: Moderne trifft Geschichte. Das Denkmal in der heutigen Zeit (Arbeitshefte des Brandenburgischen Landesamtes für Denkmalpflege und Archäologischen Landesmuseums 17), Worms 2007, S. 9-14

© Thomas Will

---

<sup>9</sup> Hannes Meyer, die neue welt, in: Das Werk, 1926, S. 205-224, Abdr. in: Bauhaus-Archiv Berlin (Hg.), hannes meyer 1889-1954. architekt, urbanist, lehrer, Berlin 1989, S. 70 ff., hier S. 71.